Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Badische Landes-Zeitung. 1870-1918
1917

130 (17.3.1917)

Visual Library

Beilage zur Badischen Landeszeitung Nr. 130

Die Heeresberichte der 137. Kriegswoche.

Meldungen aus dem deutschen Hauptquartier.

WTB. Großes Hauptquartier, 10. März. (Amtlich.)

Vom westlichen Kriegsschauplatz.

Südlich der Avre griffen die Franzosen Teile unserer Gräben bei Laucourt und südlich von Crapeaumesnil an. Sie wurden im Handgemenge zurückgeworfen. 12 Gefangene blieben in unserer Hand.

Oestlich von Reims holten unsere Stoßtrupps 14 Mann aus den feindlichen Linien.

In der westlichen Champagne gingen beiderseits von Prosnes Russen, geführt von französischen Offizieren, gegen unsere Stellungen vor. An einzelnen Stellen eingedrungene Abteilungen wurden durch Gegenstoß vertrieben.

Südlich von Ripont entspannen sich westlich der Champagne-Fe, die mehrmals den Besitzer wechselte, erneut Kämpfe, die keine wesentliche Aenderung der Lage herbeiführten. Dort wurden von uns 55 Gefangene eingebracht.

Auch auf dem Westufer der Maas blieb im Walde von Chepy ein französischer Vorstoß ergebnislos. Oestlich der Maas brachen unsere Sturmabteilungen in den Caurières-Wald ein und kehrten

mit 6 Offizieren, 200 Mann und 2 Maschinengewehren zurück.

Der Rest der französischen Grabenbesatzung entzog sich der Gefangennahme durch eilige Flucht. Auch bei Flirey zwischen Maas und Mosel gelang eine Sturmtrupp-Unternehmungen wie beabsichtigt. Dabei wurden 15 Gefangene eingebracht.

Unsere Flieger schossen 6 feindliche Flugzeuge und zwei Fesselballons ab.

Durch Abwehrfeuer wurde ein gegnerischer Flieger zum Absturz gebracht.

Leutnant Frhr. v. Richthofen blieb zum 25. Mal Sieger im Luftkampf.

Oestlicher Kriegsschauplatz:

Keine Kampfhandlung von Belang.

Die Zahl der bei Erstürmung des Magyaros gemachten Gefangenen erhöht sich auf 13 Offiziere, 991 Mann, die Beute auf 17 Maschinengewehre und 5 Minenwerfer.

Mazedonische Front.

Nichts Neues.

*

WTB. Großes Hauptquartier, 11. März. (Amtlich.)

Vom westlichen Kriegsschauplatz.

Im Vorfeld unserer neuen Ancre-Front kam es gestern zu lebhaftem Artilleriekampf und bei Irles zu Infanterie-Gefechten, nach denen die Nachhut-Abteilungen befehlsgemäß auf die Hauptstellung auswichen. Zwischen Avre und Oise blieben nach heftigem Feuer einsetzende französische Vorstöße erfolglos.

In der Champagne erneuerten die Franzosen abends ihre Angriffe gegen unsere Stellungen auf dem Südhang der Höhe 185 und beiderseits der Champagne-Fe. Sie sind trotz einsetzender stärkerer Kräfte und erheblicher Munition überall blutig abgewiesen worden.

Vom östlichen Kriegsschauplatz.

In räumlich beschränkten Abschnitten lebte zeitweilig die Gefechtstätigkeit auf.

An der

Mazedonischen Front

ist die Lage unverändert.

*

WTB. Großes Hauptquartier, 12. März. (Amtlich.)

Vom westlichen Kriegsschauplatz.

Sehr klare Sicht hatte an vielen Stellen der Front gesteigerte Tätigkeit der Fernwaffen und Flieger zur Folge.

Besonders stark war das Feuer im Ancre-Gebiet zwischen Bucquoy und Le Transloy, lebhaft in mehreren Abschnitten längs der Aisne und in der Champagne. Südlich von Ripont griffen die Franzosen heute morgen alle unserer Stellungen an; sie wurden abgewiesen.

Durch Luftangriffe unserer Flieger verloren die Gegner 16 Flugzeuge und 2 Fesselballons, durch Abwehrfeuer ein Flugzeug.

Vom östlichen Kriegsschauplatz.

Bei vielfach reger Artillerie- und Vorfeldtätigkeit noch keine größeren Kampfhandlungen.

Mazedonische Front.

Zwischen Ochrida- und Prespa-See haben sich kleine Gefechte vor unseren Linien abgespielt.

*

WTB. Großes Hauptquartier, 13. März. (Amtlich.)

Vom westlichen Kriegsschauplatz.

Südlich von Arras machten englische Abteilungen nach Feuervorbereitung auf breiterer Front bei Beaurains einen Vorstoß, der verlustreich fehlschlug.

An der Ancre zwischen Avre und Oise westlich von Soissons, in der Champagne und auf beiden Maas-Ufern war die Gefechtstätigkeit lebhaft.

Nördlich der Avre drangen französische Kompanien gegen unsere Stellungen vor; sie wurden durch Feuer vor den Hindernissen zur Umkehr gezwungen.

Südlich von Ripont griffen die Franzosen nach Trommelfeuer wiederum unsere Stellungen an. In zäher Gegenwehr wurde die heißumstrittene Höhe 185 gegen überlegene Kräfte gehalten; eng begrenzten Raumgewinn am Südwesthang erkaufte der Feind mit blutigen Opfern.

Vom östlichen Kriegsschauplatz.

Heeresfront des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern.

Mehrere Abschnitte lagen bei klarer Sicht unter russischer Artilleriewirkung, die kräftig erwidert wurde.

Nördlich der Bahn Zloczow-Tarnopol führten unsere Stoßtrupps mit Umsicht und Schneid ein Unternehmen durch, bei dem

3 Offiziere, 320 Russen gefangen, 13 Maschinengewehre erbeutet wurden.

Auch bei Brzezany und an der Narajowka brachten unsere Vorstöße in die russischen Linien Gewinn an Gefangenen und Beute.

An der

Heeresfront des Generalobersten Erzherzog Joseph

und bei der

Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls v. Mackensen

ist bei geringen Vorfeldgefechten die Lage unverändert geblieben.

Mazedonische Front.

Zwischen Ochrida- und Prespa-See griffen französische Bataillone unsere Stellungen an; sie sind abgewiesen worden.

Bombenangriffe unserer Fluggeschwader auf Bahnhof Vertekop (südöstlich von Vodena) erzielten Treffer, die lange beobachtete Brände hervorriefen.

*

WTB. Großes Hauptquartier, 14. März. (Amtlich.)

Vom westlichen Kriegsschauplatz.

Nördlich von Armentieres wurden englische Abteilungen durch Feuer verjagt.

Im Ancre-Gebiet griffen Engländer nachmittags ohne Artillerievorbereitung zwischen Achiet le Petit und Grevillers nachts nach starkem Feuer beiderseits von Bucquoy an; sie wurden verlustreich abgewiesen und ließen 50 Gefangene in unserer Hand.

In der Champagne dauerten die Kämpfe südlich von Ripont mit wechselndem Erfolg an.

Auf dem Ostufer der Maas scheiterten Vorstöße der Franzosen bei St. Mihiel; einer unserer Flußposten wurde zurückgedrückt.

Vom östlichen Kriegsschauplatz.

Heeresfront des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern.

Lebhafte Vorfeldtätigkeit an mehreren Stellen zwischen Ostsee und Dnjestr.

An der Narajowka stürmten unsere Stoßtrupps Teile der russischen Stellung, zerstörten ausgedehnte Minenanlagen und kehrten mit 2 Offizieren und 256 Mann als Gefangenen, mehreren Maschinengewehren und Minenwerfern als Beute zurück.

Bahnhof Radziwillow, nordöstlich von Brody, wurde ausgiebig mit Bomben beworfen.

Von der

Front des Generalobersten Erzherzog Joseph

und der

Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls von Mackensen

ist nichts besonderes zu melden.

Mazedonische Front.

Mehrere französische Vorstöße zwischen Ochrida und Prespasee blieben ergebnislos; auch starke feindliche Angriffe nordwestlich und nördlich von Monastir schlugen fehl. An beiden Stellen erlitten die Gegner erhebliche Verluste.

*

WTB. Großes Hauptquartier, 15. März. (Amtlich.)

Vom westlichen Kriegsschauplatz.

Bei Regenwetter blieb das Artilleriefeuer in den meisten Abschnitten gering.

In der Champagne kamen französische Angriffe auf den Nordwesthang der Höhe 185 südlich von Ripont in unserem Vernichtungsfeuer nicht zur Entwicklung.

Erkundungsvorstöße im Sommegebiet und auf dem Westufer der Maas, wo eine französische Feldwache südlich von Cumieres durch forsches Zupacken bei hellem Tage aufgehoben wurde, brachten uns eine Anzahl Gegner ein.

Vom östlichen Kriegsschauplatz.

Heeresfront des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern.

Bei Witoniez am Stochod und bei Jannica südlich des Dnjestrs wurden Unternehmungen von Stoßtrupps mit vollem Erfolg durchgeführt. Ueber hundert Gefangene und mehrere Maschinengewehre und Minenwerfer konnten zurückgebracht werden.

Mazedonische Front.

Auf beiden Ufern des Prespasees und nördlich von Monastir setzten auch gestern die Franzosen starke Kräfte mit dem gleichen verlustreichen Mißerfolg, wie an den Vortagen zum Angriff ein.

Zwischen Cerna und Doiransee wurden kleinere Angriffe der übrigen Ententetruppen abgewiesen.

*

WTB. Großes Hauptquartier, 16. März. (Amtlich.)

Vom westlichen Kriegsschauplatz.

Keine größeren Kampfhandlungen.

Im Ancregebiet beiderseits der Somme und zwischen Avre und Oise Vorfeldgefechte, bei denen Gefangene eingebracht wurden.

Auch bei Arras, in den Argonnen, auf dem Ostufer der Maas, bei der Chambrettes Fe. und im Walde von Apremont, sowie nördlich des Rhein-Marnekanals gelang es unseren Stoßtrupps vier Offiziere, über 50 Mann und einige Maschinengewehre aus den feindlichen Gräben zu holen.

Vom östlichen Kriegsschauplatz.

Bei neu einsetzendem Frostwetter nichts von Bedeutung.

Mazedonische Front.

Starke französische Kräfte griffen tagsüber wiederholt unsere Stellungen nordwestlich und nördlich von Monastir an. Westlich von Nizopole drang der Feind in geringer Breite in den vordersten Graben. Im übrigen scheiterten die durch heftige Feuerwellen eingeleiteten Angriffe an der vortrefflichen Haltung der Grabenbesatzung und im wirkungsvollen Abwehrfeuer der Artillerie.

Zwischen Ochrida und Prespasee sind ebenfalls nach starkem Feuer erfolgende Vorstöße der Franzosen abgewiesen worden.

Ein Lied zur Kriegsanleihe.

(Nach der bekannten Melodie.)

Wenn du zehntausend Taler hast,
So danke Gott und sei zufrieden;
Nicht allen auf dem Erdenrund
Ist dieses hohe Glück beschieden.
Geh, hol sie aus dem Kassenschrank,
Gib deinem Geld die rechte Weihe,
Und zeichne bei der nächsten Bank
Die fünfprozentige Kriegsanleihe!

Wenn du bloß hundert Reichsmark hast,
Paß auf! Sonst gehn sie in die Binsen!
Leg sie so fest wie möglich an
Und gegen möglichst hohe Zinsen!
Klein fing so mancher Große an;
Aus eins wird zwei, aus zwei wird dreie —
Das Beste, was es geben kann,
Ist dies: du zeichnest Kriegsanleihe!

Und hast du keine hundert Mark,
Nur zwanzig — sei drum nicht verdrossen
Und suche dir zum Zeichnungszweck,
So schnell es geht, ein paar Genossen!
Mit denen trittst du Hand in Hand
Zum Zeichnen an, in einer Reihe —
Dann tatst auch du fürs Vaterland
Das Deine bei der Kriegsanleihe!

Gustav Hochstetter.

Selbsthilfe des Blinden.

Von einem Karlsruher Blinden wird uns geschrieben:

Wenn wird das kapitalkräftige Unternehmertum betrachten, sehen wir, daß selbst der einzelne Großkaufmann oder Fabrikant dem heutigen Wirtschaftskampfe unterliegen kann, falls er sich nicht mit seinen Geschäftskollegen durch eine Organisation vereinigt, um seinem Geschäft, seiner Unternehmung eine sichere Grundlage zu schaffen. Die Arbeiterschaft wahrt ihre Interessen durch eine starke Gewerkschaft, die sich durch Orts- oder Zweigvereine zu einem Großen und Ganzen vereinigt, sich über ein ganzes Reich erstreckt. Wohl jeder kennt die Arbeit der Gewerk- oder Genossenschaften! Und doch kehrt immer wieder die Frage, wie kann sich der Blinde am besten helfen?

Einzig und allein, wenn er die organisatorische Arbeit seiner sehenden Mitmenschen nachahmt, sich organisiert und unter den schon bestehenden Landesvereinen Ortsgruppen schafft, damit auch seine Interessen richtig vertreten werden können.

Voller Dankbarkeit erkenne auch ich die Hilfe der sehenden Menschen, dem Blinden gegenüber, ohne die wir nicht sein könnten, aber ich glaube es wäre doch endlich an der Zeit, daß auch der Blinde versucht, seine Lage zu verbessern, soweit das in seiner Kraft liegt. Im Altertum war der Blinde eine angesehene, in den meisten Fällen gutgestellte Person. Da seinem Auge die Gegenwart verschlossen war, glaubten die Alten, der Blinde könne in die Zukunft blicken und als Hellseher dieselbe ergründen. Wenn dem so wäre, wäre obige Frage „Hilfe des Blinden" überflüssig. Wir würden als Hellseher, als Ergründer der Zukunft unsere Handlungen so einrichten, daß wir uns heute in den besten Verhältnissen befinden würden.

Im Mittelalter und später, wo Kriege das Land durchzogen, Not und Entbehrungen das Volk heimsuchten, war auch der Blinde fast vollständig vergessen. War es dem Blinden nicht möglich, in einem Kloster oder sonst wo ein verborgenes Plätzchen zu finden, so mußte er als Bettler an der Landstraße zugrunde gehen.

Nun kam das Jahr 1813, das Jahr der Freiheitskämpfe, wo das deutsche Volk die französische Fremdherrschaft abschüttelte. Obgleich man vor 100 Jahren keine Ahnung der heutigen Waffentechnik hatte und sich nur Tausende, nur ein kleiner Bruchteil der heutigen Millionenheere gegenüberstanden, so hatten wir doch über 500 Kriegsblinde. Die ärztliche Kunst war eben auch noch nicht auf der Höhe von heute. Ein Volk voll nationaler Begeisterung, ein Volk, das alles für seine Freiheit dahingegeben hatte, wird bei ihm nicht der erste Gedanke dem sein, jenen tapferen Streitern, die im Kampfe für das Vaterland ihre Gesundheit dahingegeben hatten, Krüppel geworden sind, zu helfen? Vor allem aber denen, die vom hellen Tageslicht so plötzlich in die dunkle Nacht versetzt wurden?

Bei der Fürsorge für die Kriegsblinden, erinnert man sich aber auch an Menschen, denen die stiefmütterliche Natur schon von frühester Kindheit, ja schon von Geburt, alles versagte, die schönste und edelste Gabe des Himmels, das gesunde, sehende Auge! Man gedachte auch der Lichtlosen, die die Herrlichkeit der Natur noch nicht schauten, die das helle Tageslicht, den goldenen Sonnenschein nicht sehen, sich nur in der Wärme desselben erlaben und freuen können. Wenn wir das Vorurteil, das heute noch die meisten Menschen dem Blinden gegenüber haben, betrachten, so darf es uns nicht wundern, daß man in frühester Zeit dem Blinden auch nur eine kaum mittlere Leistungsfähigkeit zutraute.

Kann der Blinde, dem das Auge keine Zerstreuung, aber auch keine Aufmunterung und Belehrung bietet, einen Lebensberuf erfüllen? In Ermangelung des Lichtes kann in manchen Fällen der Wirkungskreis des Blinden beengt sein, aber bei Fleiß und Ausdauer, die den meisten Blinden eigen sind, wird er manches unmöglich scheinende, möglich machen. Schon in früherer Zeit hat man gefunden, daß auch in dem Blinden ein reger Geist schlummert, der nur darauf wartet, geweckt zu werden, daß auch der Blinde zu mancherlei Handfertigkeiten herangezogen werden kann.

Infolgedessen entstanden, nicht nur in Deutschland, nein auch in der ganzen zivilisierten Welt, Blindenschulen, Blindenanstalten, die wir als segensreiche Einrichtungen

betrachten müssen. Umsomehr ist es zu begrüßen, daß seit einigen Jahren unsere badische Blindenschule in Ilvesheim obligatorisch wurde, daß die Eltern blinder Kinder gezwungen waren, sie der Blindenschule zuzuführen. In dieser Blindenschule haben wir nicht nur gute Lehrkräfte, sondern auch Menschenfreunde, die es verstehen, mit Geduld und Liebe, nach dem oft eigenartigen Charakter der Blinden sie richtig zu erziehen.

Nun kommt die Zeit, wo der Blinde Schule und Lehre beendet hat, wo er die Anstalt, die ihm eine so lieb gewordene Heimat war, verlassen muß. Ja, der Blinde ist ein tüchtiger brauchbarer Mensch geworden, er kann arbeiten, aber wer gibt ihm die Arbeit? Der Blinde kehrt zurück in sein elterliches Haus. Alle Freunde und Bekannte bringen ihm ihre zerrissenen Stühle und Körbe, die er meisterhaft, gleich einem Sehenden neu aufarbeitet, oder sie kaufen seine Bürsten. Aber bald wird diese Arbeitsgelegenheit erschöpft sein!

Wohl haben die meisten Blinden durch ihr bewegliches Tastgefühl, eine gewisse Bewegungsfreiheit auf der Straße; aber fremde Menschen in ihrer Wohnung aufsuchen, das kann der Blinde nicht, es sei denn mit einer Führung. Aber ein Führer bedeutet bei dem heute ohnedies geringen Einkommen eines Blinden eine ziemlich große Einbuße seines Arbeitsverdienstes. Da die Arbeit zum größten Teil am Wohnsitz des Blinden selbst gesammelt werden muß, so ist es die erste Aufgabe der Landesvereine, Ortsgruppen zu gründen, die durch Arbeitsvermittlung den Wirkungskreis des Blinden erweitern. Dem Blinden dürfen durch den Arbeitsvertrieb keine Unkosten erwachsen. Transport, Empfehlungen der Arbeit durch die Zeitung, auch sonstige Verwaltungskosten des Arbeitsnachweises muß der Ortsverein übernehmen.

Wer dachte früher an den Blinden, der erst in späteren Jahren durch Krankheit oder seinen Beruf, sein Augenlicht verlor? Ein Mensch, der die Schönheit, die Herrlichkeit der Welt gesehen, seinen Lieben ins Auge schauen konnte, und nun all dem Schönen, dem Guten entsagen mußte! Ja noch mehr, denke man sich einen Familienvater, der früher für die Seinen sorgte, der, wenn auch bei harter Arbeit, der Not die Türe zeigen konnte, heute kann er seine Kinder nicht mehr vor Not u. Entbehrung schützen, weil ihm das sehende Auge fehlt. Lieber Leser, kannst du dir vorstellen, welchen Seelenkampf ein solcher Mensch oftmals zu bestehen hat? Ist es nicht die erste Aufgabe, einen solchen später Erblindeten durch Arbeit von seinen traurigen Gedanken abzulenken, auch ihm einen kleinen Erwerb zu schaffen? Die Blindenvereinigung von Karlsruhe und Umgebung dürfte wohl einer der ersten Vereine sein, der daran dachte und zwar mit gutem Erfolg, auch den später Erblindeten zum Erwerb heranzuziehen.

Gerade in der Kriegszeit, wo auch das Material für die Blindenberufe so schlecht zu beschaffen ist, haben wir gesehen, wie vorteilhaft ein umfangreichstes Materiallager ist. Die Arbeitsmöglichkeit des Blinden ist dadurch gesichert. Dem Blinden wird das Material im kleinen zum billigen Einkaufspreis abgegeben. Die Qualität der Blindenarbeit ist eine gute, sie steht der der Sehenden nicht zurück. In der Quantität aber kann der Sehende mehr leisten als der Blinde. Da nun der Blinde zur Arbeit mehr Zeit braucht wie der Sehende, seine Arbeit aber nicht teuerer sein darf als die seiner sehenden Konkurrenz, so ist es selbstverständlich, daß der unbemittelte Blinde von Zeit zu Zeit einer Unterstützung bedarf, ganz abgesehen von Krankheit oder sonstigen Unglücksfällen. Von seiten der Landesvereine wurden auch solche Unterstützungen zum Teil gewährt. Für die Landesvereine war es aber immer sehr schwer, mit den im Land zerstreut wohnenden Blinden Fühlung zu behalten, deren Notlage richtig zu prüfen. Die Folge war, daß Blinde, die sich bei jeder Gelegenheit mit einem Bittgesuch in den Vordergrund drängten, mehr Vorteil hatten, als die, die trotz äußerster Notlage, vielleicht aus falschem Stolz, bescheiden im Hintergrund blieben.

Etwas anderes ist es beim Bestehen von Ortsgruppen, man kennt die Verhältnisse der einzelnen Blinden sehr genau und kann die Unterstützungen gerecht verteilen. In Karlsruhe sehen wir sogar darauf, daß die sehenden Familienmitglieder des Blinden lohnenden Verdienst haben, damit es dem Vater möglich ist, sein blindes Kind vor Not zu schützen, damit die Kinder ihrem blinden Vater oder Mutter einen kleinen Zuschuß geben können.

Jeder Mensch bedarf nach angestrengter Arbeit seiner Erholung und Zerstreuung, um sich für den kommenden Existenzkampf neuen Mut und Kraft zu sammeln. So auch der Blinde. Von Ihrer Königlichen Hoheit, der Großherzogin Luise wurde uns in hochherziger Weise der Singsaal der Viktoriaschule zur Verfügung gestellt. Hier versammeln sich jeden Mittwoch Nachmittag die Blinden, um sich durch Musik und Gesang zu erheitern. Durch Vorlesungen und Vorträge wirken die Damen des Vereins bildend auf die Blinden ein. Ja, sie besuchen selbst die Blinden in ihrem bescheidenen Heim, besorgen ihre schriftlichen Sachen, sofern der Blinde die Schreibmaschine nicht selbst beherrscht oder lesen ihm ein gutes Buch oder die Tagesneuigkeit vor, und stehen dem Blinden in allen Lebensfragen mit Rat und Tat helfend zur Seite. Eine Nächstenliebe, die aber von dem Blinden auch mit voller Dankbarkeit gewürdigt wird.

Bei den meisten Blinden kam die Erblindung langsam, nach Wochen, nach Monaten, so daß sie mit der Zeit an die Dunkelheit gewöhnt waren. Aber wie ist es bei unseren Kriegsblinden? Jener tapfere Feldgraue, der im Trommelfeuer oder bei einem Sturmangriff furchtlos dem Tod und Verderben ins Auge schaute, da plötzlich, durch einen Schuß wird er blind. Ein solch jäher Absturz aus hellem Tageslicht in dunkle Nacht, könnte das nicht zur Verzweiflung treiben? Nein! Der Kriegsblinde war nicht nur ein Held im Felde, zum größten Teil ist er auch in seinem neuen Leben tapfer und beschämt manchen schon früher Erblindeten. Von seinen Mitmenschen wird er gewiß nicht vergessen, man versucht seine traurige Lage zu verbessern, aber nur im Verkehr mit Blinden, mit Menschen, die dasselbe Schicksal mit ihm tragen, die sich die Aufgabe gestellt haben, ihren Schicksalsgenossen in ein neues Leben einzuführen, kann der Kriegsblinde seinen Lebensmut zurückgewinnen. Also in einem Blindenverein ist dem Kriegsblinden eine zweite Heimat gegeben.

Wie nach dem Jahre 1813 die Aufmerksamkeit der Menschen von neuem auf die Blinden gelenkt wurde, so wird auch der jetzige Krieg neue Verbesserungen im Blindenwesen schaffen. Schon jetzt versucht man, den Kriegsblinden seinem früheren Beruf zu erhalten, ihn neue Berufe erlernen zu lassen, an die man früher bei den Blinden nicht dachte; allerdings befinden sich darunter auch Berufe, wie z. B. Holzdrechslerei, denen ich, selbst als Blinder, zweifelnd gegenüberstehe und deren Erfolg man abwarten muß. Bei den sehenden Kriegsinvaliden wird es leicht sein, sie ihren alten oder neuen Berufen zuzuführen. Der Blinde wird aber in den meisten Fällen auf die jetzt schon bestehenden Blindenarbeiten angewiesen sein. Ich möchte deshalb jetzt schon das verehrte Publikum bitten, im Flechten von Stühlen und Körben, Stricken, Stimmen von Klavieren, Musik und Musikunterricht auch fernerhin und noch mehr als bisher, den Blinden zu berücksichtigen.

Wiederholt wurden die Einwohner von Karlsruhe von Personen belästigt, die angeblich für die Blinden von Haus zu Haus sammelten, oder für teueren Preis Hausfegen verkauften. Eine solche Haussammlung oder Verkauf kennt der hiesige Blindenverein nicht. Es wäre gut, jenen Menschenfreunden sofort die Türe zu zeigen, um schon der Polizei Arbeit zu sparen, die doch immer mit jenen sammelnden Personen Fühlung nehmen muß. Wer den Blinden helfen will, dem wird gerne in der Zentralstelle der Blindenvereinigung von Karlsruhe und Umgebung Auskunft erteilt. Auch sind wir dankbar, noch manches unterstützende Mitglied gewinnen zu dürfen.

Das deutsche Schwert hat mit wuchtigem Hiebe auf allen Fronten den Feind zurückgedrängt. Gleich einem Fels im brandenden Meere stehen unsere tapferen Streiter und verwehren dem Feinde den Einfall in unsere heimatlichen Gauen, und doch hat der Krieg dem deutschen Volke Wunden geschlagen, die nur die Zeit heilen kann. Möge die deutsche Eiche, gedüngt durch das kostbare Heldenblut, sich immer kräftiger entwickeln. Möge sie ihre grünenden Zweige immer weiter ausstrecken. Möge das deutsche Schwert uns bald einen dauernden Frieden sichern, damit auch der Blinde, zum Wohle seiner blinden Brüder und Schwestern, zum Wohle der Allgemeinheit arbeiten kann.

Aber du, lieber Leser, kennst du einen Blinden, so sage ihm: „Wollt Ihr Euere Lage verbessern, dann organisiert Euch, was der schwachen Kraft des einzelnen unmöglich ist, wird vereinte Kraft vollbringen."

W. Boos.

Auf Leitungspatrouille.

Von einem Mitarbeiter im Felde.

§ Spät abends war die Batterie noch in Stellung gefahren, während der Nacht wurde die Beobachtungsstelle ausgebaut und Telephon gelegt zur Batterie, Infanterie und Abteilung. Ein orkanartiger Sturm wütete Tag und Nacht. Lichterloh brennen hier und da die Gehöfte; die Kriegsfackel beleuchtet mit blutrotem Schein das verwüstete und tote Land.

Ohne jegliche Artillerievorbereitung hatte der Russe uns zu überraschen vermeint, was ihm jedoch Dank der Aufmerksamkeit der Infanteristen und unserer Gräbenbeobachter lediglich erhebliche Verluste eintrug; unsere Batterien waren rechtzeitig auf dem Posten und belegten das Gelände vor unseren Gräben mit einem derartigen Sperrfeuer, daß die ersten feindlichen Sturmwellen sich völlig vergeblich opferten. In der Batterie wird fieberhaft gearbeitet. Im Gefecht ist vorläufig nur ein Zug begriffen, hier wird Munition geholt, da werden Schutzlöcher ausgeschnitten und Wälle aufgeworfen, hinter denen man sich gegen Infanteriegeschosse und Schrapnellkugeln so gut es geht zu schützen sucht. Einige sind eifrig damit beschäftigt, ein Feuer zu entfachen und Kaffee zu kochen, um ihre ermüdeten Kameraden zu laben. In den Telephonapparaten, die unter einem Verschlag von Fußbodenbrettern, Schranktüren usw. aufgebaut sind, summt es unaufhörlich. Wie Zauberkästen, in denen die Geister gebannt sind, sehen sich diese gelben, unscheinbaren Kästen an. „Achtung Deckung" heißt es da plötzlich und alles flitzt auch schon hinter die Geschütze und sonst wo in Deckung. Gleich zwei „Dicke" heulen und dröhnen wub, wub heran, da links vor uns eine ungeheure Detonation, Sprengstücke und Erdklumpen von ansehnlicher Größe schwirren in die Batterie, der andere Schuß ging hinter uns in einem Sumpf und klitsch, klatsch, klatsch fallen die in die Luft geschleuderten Moorbrocken auf die Erde zurück. Alles ist unverletzt. Der Feind tastet das Gelände ob nach Artillerie. Besonders das Gelände hinter unseren Gräben ist stets einem heftigen feindlichen Streufeuer ausgesetzt, worunter besonders jene Telephonleitungen zu leiden haben, die Batterie und Schützengraben miteinander verbinden. Die Feuerleitung der Batterie kann dadurch in vielem völlig unterbunden werden.

Um seine ersten Mißerfolge zu verschleiern, beginnt der Russe jetzt mit einer heftigen Kanonade, der wir jedoch die Antwort nicht schuldig bleiben; so entspinnt sich ein recht lebhaftes Artilleriduell. Mit gespannter Aufmerksamkeit folgen wir, die wir uns in der Beobachtungsstelle befinden, den Verlauf des Kampfes. Die Telephonapparate summen, ein fieberhafter Betrieb setzt in den Drähten ein. Alles ist voller Erwartung. Gewaltsam muß man seine Nerven zur Ruhe meistern. Es geht nicht. Wie toll hämmert das jagende Blut gegen die Schläfen. Die Finger krampfen sich um den Armeefernsprecher, und mit äußerster Gespanntheit horcht das Ohr in den Apparat hinein. Jedoch unsere Hoffnungen werden nicht erfüllt, der Feind hält unsere Stellung noch nicht sturmreif genug. Von unserer Grabenbeobachtung und gleichzeitig von der Infanterie kommt lediglich die Meldung durch, daß ihre Gräben unter heftigem Artilleriefeuer lägen, besonders einige Geschütze, die der Feind hinter einem Walde aufgestellt hatte, haben sich auf ihr Ziel geradezu festgebissen.

Diesen unliebsamen Gesellen wird recht bald von unseren Mörsern etwas liebevolle Aufmerksamkeit geschenkt. Unterdes hat unsere Batterie neue Munition erhalten und kann wieder in kräftigerer Weise mit ihrem Feuer einsetzen. Das Feuer der feindlichen Artillerie verstärkt sich abermals zu unheimlichem Gebrüll, es ist, als ob die Hölle los wäre. Da hört plötzlich unsere telephonische Verbindung auf, doch halt! Die indirekte Leitung über eine benachbarte Batterie „klutzt" noch, wir hören aus dem Vielen heraus, daß die Infanterie nochmals ihre Bitte um artilleristische Unterstützung wiederholt, abgerissene Worte, bis auch diese Strippe zum Teufel ist. Da bleibt nichts anderes übrig, der Draht muß geflickt werden, die Leitungspatrouillen müssen trotz des heftigen Artilleriefeuers hinaus auf Störungssuche. Der Erfolg des Schießens hängt diesmal von ihrer Arbeit ab. Einzeln, oder zu zweien machen sie sich auf den gefährlichen Gang.

Die Schießerei läßt ein wenig nach, immerhin spektakelt und rumort es genug in der Luft, es ist ein Höllenlärm. In der Nähe der Batterie, ist die Leitung noch heil, sorgsam lassen wir den dünnen Draht durch die Hand gleiten, man würde ihn sonst in dem Gewirr von Drähten unweigerlich verlieren. Da haben wir den Schaden schon, eine Granate ist in die Wurzeln eines schweren Baumstammes geschlagen, hat ihn aus der Erde gehoben und weggeschleudert, mit ihm auch unsern Draht, den wir an dem Baumstamme befestigt hatten. Der Schaden wird geheilt, da uns aber kein Apparat zur Verfügung steht, um an Ort und Stelle eine Prüfung der Leitung vorzunehmen, so gehen wir weiter den Draht entlang, patschen durch das lehmige Wasser und den aufgewühlten Boden. Quirlend steigt das Wasser in die zurückgelassenen Fußstapfen. Ueber andere umgestürzte Bäume klettern wir und müssen eine Mulde durchqueren, die besonders von den feindlichen Granaten heimgesucht wird. Granattrichter an Granattrichter, umgestürzte entwurzelte Bäume, die mit den an ihren Wurzeln haftenden Erdmassen gen Himmel starren, ein grausiges Bild der Zerstörung. Einige Brennzünder und Granaten verschiedener Größen sind bereits in etwas bedenkliche Nähe gekommen. Sprengstücke schwirren über uns, flitschen in den lehmigen Boden oder klatschen an die Baumstämme. Rrrrrrbum, ein „Dicker" —, so lang wie wir sind, liegen wir in der Schlampe drin hinter einem entwurzelten Baum und lassen die Erd- und Eisenbrocken um uns fliegen und zur Ruhe kommen. Allmählich wird es uns zu feucht und ewig wollen wir hier auch nicht liegen bleiben. Nachdem wir noch einige „Dicke" sich zur Ruhe haben begeben lassen, machen wir uns wieder auf den Weg. Der Draht wird locker und bald haben wir ein Ende in den Fingern. Ein Granatsplitter hat den dünnen Draht durchgeschossen. Es dauert eine geraume Zeit bis wir das andere Ende des Drahtes in dem Gelände gefunden haben. Auch diese Störung ist beseitigt.

Wir nähern uns jetzt dem Graben. Bssssss-zeng, hundertstimmig schlägt es an unseren Köpfen vorbei in die Bäume des kleinen Wäldchens. Querschläger von Infanteriegeschossen, Schrapnellkugeln flitschen uns um die Ohren. Zu lange haben wir uns schon unterwegs aufgehalten. Man hatte uns bemerkt, in dem jetzt offenen Gelände, das sich über eine kleine Anhöhe hinzieht. Wir griffen uns an ein völlig zerschossenes Erlengebüsch heran, das anscheinend die Aufmerksamkeit des Feindes nicht mehr auf sich zieht, da es vollständig „fertig" ist und laufen von da schnurstracks in den Schützengraben. Schnell klettern wir in die „Fernsprechzelle" — ein mit Stroh angefülltes und mit einer Zeltbahn zugedecktes Loch —, begrüßen unsere Kameraden, deren Besorgnis um uns wir durch unser Erscheinen verscheuchen, und freuen uns gemeinsam darüber, daß der Batterie und unseren Kameraden im Schützengraben wieder geholfen ist. Unsere Strippe ist wieder dienstfähig! Ein Viertelstündchen verschnaufen wir uns in dem Graben, dann machen wir uns auf den Rückweg. Bei der Ankunft in der Batterie müssen wir die wenig erfreuliche Kunde vernehmen, daß die Leitung abermals gestört ist. Wir machen nicht gerade die geistreichsten Gesichter, auch wollen wir es nicht glauben. Wir überzeugen uns selbst. Tatsächlich, es stimmt da etwas nicht. Wir erhalten auf unsern Anruf keine Antwort; nur ein undeutliches verschwommenes Gewirr von einzelnen Silben und Wörtern dringt an unser Ohr und wie aus weiter Ferne hört man wie eine andere Batterie unseres Regiments angerufen wird. Sollte etwa eine andere Leitungspatrouille ihre „Strippe" irrtümlicherweise an unsere angeschlossen haben? Ja, so ist es auch: nach langem Suchen finden wir endlich die vermutete falsche Anschlußstelle.

Jetzt gehts an die Wiederherstellung der Abteilungsleitung. Die Leitungen der anderen Batterien „fluzzen" schon wieder. Wir hören es an dem eifrigen und andauernden Schießen. Da dürfen wir uns nicht lumpen lassen. Der Ehrgeiz und das Pflichtgefühl treiben uns hinaus.

Von der Batterie aus können wir ein gutes Ende unserer Leitung übersehen. Der Draht schlängelt sich noch von Baum zu Baum über eine weite Wiese, schnell eilen wir hier herüber und verschwinden in dem Walde. Auch hier hat sich der Draht wider Erwarten gut gehalten; aber grausig sieht's hier im Walde aus. Der Boden ist besät mit kleingehacktem Gezweig und Geäst, hier und da liegt ein toter Vogel auf der Erde, kaum daß der Fuß nicht auf einen kleineren oder größeren Granatsplitter tritt. Viele scharfkantige Stahlstücke stecken in den Baumstämmen drin. Alle paar Schritt hat sich ein Baumstamm oder eine Baumkrone über den Weg gelegt. Ein großer Blindgänger hat sich mitten in den schmalen Waldweg eingewühlt.

Den größten Teil des Weges haben wir bereits zurückgelegt. Während bisher nur ab und zu ein Gruß des Feindes uns beehrte, bricht es jetzt plötzlich los, als ob alle bösen Geister sich in ihren Untaten übertreffen wollten. Wie von einer unsichtbaren Riesenhand geduckt, lassen wir uns hinter einem größeren Baumstamm auf den Erdboden fallen. Ein Blitzen, Krachen, Splittern, Bersten, Heulen, Dröhnen, ein unbeschreiblicher Lärm erfüllt die Luft und vermengt sich mit dem vielhundertfachen Echo in dem weiten Walde. Eine Menge kleiner Zweige und Holzsplitter, vermischt mit Steinen und Drehklumpen, rieselt auf uns herab. Da ruft mir mein Kamerad etwas zu. Ich verstehe ihn nicht, sehe nur wie er aufspringt und einen Abhang hinabläuft. Ich ihm nach. Ein alter Unterstand nimmt uns auf. Eine Ewigkeit scheint uns der Höllenspektakel zu dauern, in Wirklichkeit sind es ganze 20 Minuten. Wir hatten mehrmals versucht uns hinauszuwagen, mußten aber jedes Mal davon absehen. Endlich läßt das Feuer etwas nach und wir können unseren Weg wieder aufnehmen. Kurz hinter dem Walde endet plötzlich unsere Leitung, weit und breit sehen wir weder Draht noch Telephonstangen, alles wie weggefegt. Die Leitung war des Nachts gelegt worden, keiner hatte eine Ahnung, daß die bewaldete Fläche vom Feinde vollkommen einzusehen war, der natürlich nichts Eiligeres zu tun hatte, als jede Bewegung unsererseits auf dieser Fläche zu unterbinden. Wie uns später Telephonisten der Abteilung erzählten ist es ihnen bei ihrem Leitungsgang an dieser Stelle übel ergangen. Ein Stück neues Kabel wird von der Abteilung bis zu unserer erhaltenen Leitung gelegt, und zwar diesmal durch ein Gelände, das gegen den Feind gedeckt ist. Dann treten wir den Rückweg an. Nachdem wir unterwegs noch drei neue Störungen beseitigt hatten, gelangten wir ermüdet endlich zur Batterie, und mit frischem Mute gings wieder an die Arbeit, hei, wie das alles klappte!

Grausig schön war das Bild anzusehen. Die feuernde Batterie übergossen von dem blutroten Feuerschein eines riesigen, in Brand geschossenen Gehöfts in unmittelbarer Nähe der Batterie. Lichterloh brennen die aufgespeicherten Garben; die Feuersäulen drehen und biegen sich. Die Dachfirste und Giebel krachen, wie Spreu zerknistern die Dachsparren und immer unheimlicher facht der Sturm die Glut an. Der erste Dachstuhl stürzt und reißt das Nächste in den Brand, eine unerträgliche Hitze strömt zu uns herüber. Immer weiter frißt sich die gierige Feuersbrunst. Schreie von Menschen und Tieren schwirren durch die Luft. Versengtes Vieh treibt sich in wilder Flucht überall herum. Unheimlich beleuchtet hebt sich das steinerne Wohnhaus aus dem Feuermeer heraus; unsere Soldaten starren in kurzen Augenblicken in die Feuerwolken, der Donner der Kanonen begleitet das großartig grausige Nachtbild. Der Angriff war unter sehr schweren Verlusten für den Feind abgeschlagen.

(B. zens.)

Kriegshumor.

Unmöglich. Frau A.: „Wie werden Sie denn Ihren Umzug bewerkstelligen?"

Frau B.: „Ich möchte bei der geringen Entfernung einfach die Sachen von einem Haus zum andern tragen lassen, aber meinem Mann steckt immer ein Möbelwagen im Kopf!"

*

Einfache Sache. „Wie war's auf dem Urlaub, was macht deine Braut?"

„Danke, ich habe die Verlobung aufgelöst."

„Aber warum denn?"

„Ich hab' mich kriegstrauen lassen."

*

Sonderbar. „Die Menschen sind wirklich komisch. Gestern fällt dem Müller ein Glas Rotwein um, und er schüttet Salz darüber, da hat keiner was gesagt, wie mir aber das Salzfaß umkippt und ich gieße ein Glas Rotwein darüber, da hättest du das Geschrei hören sollen."

*

Darum. „Schauderhaftes Wetter heute!".

„Kein Wunder, der Wachtmeister hat ja gestern alles Blaue vom Himmel heruntergeflucht!"

*

Vorsicht. „Warum trägst denn deinen Arm in der Binde?"

„Ja, schau, ich denk' halt immer, ich begegne nochmal einem farbigen Engländer, und da schon' ich die Hand — du verstehst schon!"

*

Entgleisung. „Kamerad, lassen Sie sich doch nicht so lange bitten! Das Klavier und wir warten auf den Kunstgenuß. Machen Sie gute Miene zum bösen Spiel."

*

Listen. Welches sind erlaubte Listen? — Kriegslisten, Idealisten, Ranglisten.

Welches sind verbotene Listen? — Hinterlisten, Zivilisten, schwarze Listen.

*

Diplomatische Vorbildung. „Kamerad, haste schon jehoert, daß de Diplomaten jetzt feste Musike lernen?" — „Nanu, wieso denn?" — „Na, damit se jut Noten schreiben."

(Aus der „Liller Kriegszeitung.")

Verantw. Redakteur: Karl Binder. Druck und Verlag der „Badischen Landeszeitung", G. m. b. H. in Karlsruhe.

interessante Einzelheiten mitzuteilen weiß. Die Versuche, die in Italien an vielen Orten aus Erdspalten strömenden heißen Dämpfe gewinnbringend zu verwerten, reichen bereits längere Zeit zurück. Sie wurden unter Leitung und auf Veranlassung des Prinzen Ginori Conti bereits im Jahre 1903 in der Gegend um Larderello begonnen, wo auf einem mehrere Quadratkilometer weiten Gebiet mächtige Strahlen heißen Wasserdampfes mit reichem Borsäuregehalt aufsteigen. In einem Rohrleitungsnetz mit Röhren von 20 bis 40 Cm. Durchmesser aufgefangen, ergeben diese Dampfmengen einen Druck von 2 bis 3 Atmosphären, von 150 bis fast 190 Grad. Die praktische Verwertung wurde damit begonnen, daß man den so gewonnenen Dampf anfangs auf ein Schaufelrad leitete. Einige Zeit später diente der Dampf bereits zum Antrieb einer Kolbendampfmaschine, die mit einer Dynamomaschine verbunden war. Da die angeführten Versuche sich als erfolgreich erwiesen, wurde dann im Jahre 1905 eine Kolbendampfmaschine von 40 PS aufgestellt, und zwar vor der Erdspalte Venella, aus welcher stündlich 5000 Kg. Dampf von 5 Atmosphären und einer Temperatur von 100 Grad entströmen. 1912 wurde bei Vergrößerung der Anlage eine Dampfturbine in Verbindung mit einer Wechselstrom-Dynamomaschine von 300 PS zu Beleuchtungszwecken aufgestellt. Die Kohlennot gab nunmehr die Veranlassung, die elektrische Kraft dieses Werkes so stark wie möglich zu erhöhen. Dazu dienen drei Turbinen mit Wechselstrom-Dynamomaschinen von 3000 Kilowatt. Da die vulkanischen Dämpfe ungünstig auf das Metall der Turbinen wirken, werden sie nur zum Heizen der Siederöhrenkessel benutzt; der Dampf, der die Turbine speist, wird mit dem Kondensationswasser derselben Turbine erzeugt, während die natürlichen Dämpfe nach Erfüllung ihrer Heizpflicht der Borazindustrie nutzbar gemacht werden. So werden durch die Hilfe der vulkanischen Dämpfe von Venella die Städte Volterra, Sienna, Cecina, Livorno und Florenz mit elektrischem Strom versorgt.

☼ **Neue tiergeographische Untersuchungen in Amerika.** Den Ergebnissen der jüngsten tiergeographischen Forschungen in Amerika, die von der California-Universität bekanntgegeben werden, sind Einzelheiten von allgemeinem Interesse zu entnehmen. Zum Zwecke der tiergeographischen Forschung wurde vor allem die Fauna im südöstlichen Washington untersucht. Man stellte hier, wie die Naturwissenschaften mitteilen, drei auch für das Tierleben entscheidende Haupttypen der Vegetation fest. In dem einen Gebiet längs des Columbia-Flusses ist der Beifuß die vorherrschende Pflanze; in dem zweiten, weiter östlich gelegenen, herrscht das Büschelgras vor, und in dem dritten noch weiter östlich, den sogenannten „Blauen Bergen" bilden die Nadelholzwälder den Hauptbestandteil der Vegetation. Auf Grund dieser drei verschiedenen Gruppen sind bedeutsame Verschiedenheiten in den Arten der in ihnen lebenden Wirbeltiere zu erkennen. Jedes der drei Faunengebiete besteht natürlich wiederum aus mehreren Wohnsitzen, wobei im ersten Gebiet Felsenhänge, Werden und Ufer wichtig sind, im zweiten Felsenhänge, Pappeln, Weiden und Ufer, im dritten schließlich Felsenhänge, gelbe Kiefern, Säckelblumen, Alpentannen, Marschlandtannen und Ufer. Durch Untersuchung der Tiere wurde festgestellt, daß viele Arten in den genannten Gebieten eng abgegrenzt sind, und daß die Erhaltung der Eigenart der Tierwelt vor allem den klimatischen Grenzen zu verdanken ist. Noch schärfere Grenzen für die Tierwelt gibt es im südöstlichen Kalifornien im Gebiete der Turtle Mountains, wo z. B. zwei vereinzelte Eidechsenarten vollständig auf je eine Gegend beschränkt sind, während es keine noch so häufige Reptiliengattung gibt, die in allen Gegenden gleichzeitig vorkommt. Besonders bei den Reptilien scheinen viele der Verschiedenheiten erst durch das Leben in der betreffenden Gegend selbst erworben worden zu sein, was besonders drastisch in den mit losem Sand bedeckten Gegenden festgestellt werden konnte. So sind in einem sehr sandreichen Gebiet die Augenlider der grabenden Eidechsen gekrauft, und auch die Nasenlöcher können zusammengedrückt werden, damit kein Sand einzudringen vermag. In einem engbegrenzten Gebiet sind die Ohröffnungen der Wüstenkröte zum Schutz gegen den Sand mit Haut bedeckt, während dies bei Wüstenkröten in anderen Gebieten nicht der Fall ist. Auch die Farbe der Tiere ist ihrem Aufenthaltsorte meist angepaßt, und wenn man eine Vegetationsgrenze überschreitet, finden sich entsprechend der geänderten Bodenbeschaffenheit auch andere Farben bei den Tieren vor. Das Hauptergebnis der Untersuchungen bestätigt also an vielen höchst greifbaren Beispielen die Erfahrung, daß Tiere derselben Gattung sich an verschiedenen Wohnorten stark voneinander unterscheiden, indem sie durch längeren Aufenthalt alle Mittel erhalten, die für denselben von besonders praktischer Bedeutung sind.

Fröhliche Ecke.

Kürzlich lief beim Bezirkskommando in P. ein anonymes Schreiben ein, in dem verlangt wurde, man solle den Gutsbesitzer G. unverzüglich einziehen, da er ein großer Drückeberger sei. Der Schluß des Schreibens lautete: „Meinen Namen kann ich leider nicht angeben, da ich zu gut mit ihm befreundet bin."

*

In den „O . . . er Nachrichten" sucht ein junger Mann „Anschluß an eine nette Gesellschaft". Jemand antwortet ihm am nächsten Tage: „Schließen Sie sich an die Entente an — das ist eine nette Gesellschaft."

Auf der Bahn sitzt mir ein feldgrauer Sachse gegenüber, der in der Türkei gekämpft hat und jetzt auf einen Erholungsurlaub nach Hause fährt. Begeistert erzählt er von den Schönheiten des Orients. Besonders Konstantinopel hat es ihm angetan. „Sie haben doch auch die Sophienmoschee besucht?" frage ich. „Ach nee", meint treuherzig der Sachse, „ich bin Se nämlich protestant'sch!" („Simplizissimus.")

*

Im Drogenladen. „Sie haben zwei Sorten Insektenpulver; welches ist das bessere?" — „Dieses hier!" — „Gut, dann nehme ich das für den Salon . . . und das andere für's Dienstbotenzimmer!"

*

Im Eifer. Der neue Lehrling darf zum ersten Male im Geschäfte fernsprechen. In seiner Freude und Aufregung ruft er nach hergestellter Verbindung in den Apparat hinein: „Hier dort, wer ich?"

*

Aufgefrischtes Gedächtnis. Herr (in seinen Erinnerungen suchend, zur Dame): „Beim Mittagessen in Bozen, meinen Sie, hätten wir 'mal nebeneinander gesessen? Hm, nicht unmöglich; dieses kastanienbraune Haar, diese rosigen Wangen, diese zarten, schlanken Finger kommen mir allerdings bekannt vor — gab's nicht Hecht, Rehrücken mit Erbsen und Himbeereis?"
(„Fliegende Blätter".)

Rätsel-Ecke.

Hieroglyphen.

Kriegsrätsel.

Das Erste übe immerdar,
Im Herzen wohnt es hell und klar.
Das Zweit' ist wichtig dem Banquier,
Dem Spekulanten und Rentier.
Das Dritte schließt und Trost gewährt
Es dem, der hat, daß er erhört.
Das Vierte schwirrt im Zeitungswald,
Man ißt's gebraten, warm und kalt.

Von Jedem streiche Kopf und Schwanz,
So zeigt das Rätselwort sich ganz.
Ich diene ihm, es dient dem Land,
Durch Tapferkeit ist's allbekannt.
Und seine Ehr' ist meine Ehr'!
Und seine Wehr' ist meine Wehr'!
Und bin ich frei vom Militär,
Mit Dieb' und Stolz gedenk ich sein,
Bis man mich legt ins Grab hinein.

Auflösungen.

Auflösung des Bilderrätsels in Nr. 10 des Unterhaltungsblattes:
„Generalkommando".

Richtig gelöst von: Fritz Baßler, Erwin Rath, Edmund Lipp, Marie Meyer, Fritz Göhring, Friedrich Rücker, Lisel Göhring, sämtliche hier; Heinz Boche, Frankfurt a. O., Wilhelm Küffner, Nürnberg.

Lösung des Scheberätsels in Nr. 10 des Unterhaltungsblattes:
„Rumänien — Bukarest".

Richtig gelöst von: Hermann Huber, Fritz Baßler, Elise Ankiewicz, Lisel Ritter, Lina und Minna Günther, sämtliche hier; Luise Bachmann, Erlangen, Emma Müller, Herrenalb.

Lösung der Gleichung in Nr. 10 des Unterhaltungsblattes:
„Heilige Weihnacht" (a Heme, b. Nebel, c. Bol, d. Berlin, e. Bern, f. Gewiß, g. Nacht).

Richtig gelöst von: Rudolf Rapp, Lisel Ritter, Elise Ankiewicz, Fritz Baßler, Sophie Hirsch, Rosa Friedenauer, sämtliche hier; Irma Krieger in Berlin; Josef Boche in Glowno; H. Meyer in Mannheim.

Verantwortlich: Chefredakteur Walther Günther in Karlsruhe. Nachdruck u. Verlag der „Bad. Landesztg.", G. m. b. H., Karlsruhe.

Nr. 11 Karlsruhe, 17. März 1917 Erscheint Samstags

Der Krieg, wenn er mit Ordnung und Heilighaltung der bürgerlichen Rechte geführt wird, hat etwas Erhabenes an sich und macht zugleich die Denkungsart des Volkes, welches ihn auf diese Art führt, nur um desto erhabener, je mehr Gefahren es ausgesetzt war und sich mutig darunter hat behaupten können; dahingegen ein langer Friede den bloßen Handelsgeist, mit ihm aber den niedrigen Eigennutz, Feigheit und Verzärtlichkeit herrschend zu machen und die Denkungsart des Volkes zu erniedrigen pflegt. Kant.

Die Universität und die Forderungen der Praxis.

Von Professor Dr. E. Spranger.

Die Grundsätze „Freie Bahn dem Tüchtigen" und „Der rechte Mann an die rechte Stelle", die für die Erörterung über die zukünftige Gestaltung unseres Bildungswesens und insbesondere über den Aufstieg der Begabten maßgebend sind, erfordern auch eine Neuprüfung der Universitätseinrichtungen. Dieser Aufgabe unterzieht sich der Leipziger Professor der Philosophie und Pädagogik E. Spranger in einem soeben im Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin erschienenen Buch „Begabung und Studium" (steif geh. 2 ℳ). Hier wird nicht nur die Frage untersucht, worin die wissenschaftliche Begabung in den einzelnen Fakultäten besteht und wie sie erkannt und durch pädagogische oder finanzielle Maßnahmen gefördert werden kann, sondern auf Grund einer Prüfung der heutigen Einrichtungen unserer Universitäten namentlich auch die Frage erörtert, wie die einseitig theoretische Richtung der Universität tiefer mit dem Geist der Praxis und der Kenntnis des modernen Lebens durchdrungen werden kann. Diesem Abschnitt sind die nachstehenden Ausführungen, die auf Interesse in weitesten Kreisen werden rechnen dürfen, entnommen.

Im akademischen Betrieb steht durchaus die Theorie im Vordergrunde. Gewiß, Theologie, Jurisprudenz und Medizin bezeichnen große Kultur- und Berufskreise, aber die Universität bemächtigt sich ihrer nur von der theoretischen Seite, indem sie in eigenartiger Form die Wissenschaften kombiniert, aus deren Zusammenwirken jedes dieser Fächer entsteht. Sie ruht auf dem Grundgedanken, den wir schon oben ausgesprochen haben, daß nur derjenige sich in höheren Kulturberufen frei bewegen kann, der durch eine echt wissenschaftliche Schulung hindurchgegangen und zum selbständigen Urteilen erzogen worden ist. Daher bleibt der Satz, den wir bisher zugrunde gelegt haben, durchaus bestehen, daß nämlich zum Studium die Begabung für wissenschaftliches Denken erforderlich sei.

Aber, wenn auch für die Ausbildung in den bezeichneten Berufen Wissenschaft die Grundlage bildet, so bestehen doch diese Berufe selbst keineswegs in wissenschaftlicher Forschung, ja sie entfernen sich oft erstaunlich weit von dem, was mit der Sphäre des strengen theoretischen Denkens in Zusammenhang steht. Und so ergibt sich hier die merkwürdige Antinomie, daß jemand wohl für das Studium begabt sein kann, deshalb aber noch lange nicht für den Beruf, auf den er studiert. Es liegt hier eine eigentümliche Schwierigkeit, die in der Gegenwart ohne Zweifel stark empfunden wird: Theorie und Praxis rücken immer auffallender auseinander. Es kann jemand in seiner Wissenschaft ein sehr begabter Denker und Forscher sein, und doch gegenüber den konkreten Anforderungen seiner Praxis versagen. Oder mit anderen Worten: wissenschaftliche Begabung und Berufsbegabung fallen nicht notwendig zusammen.

Wie nun das Auseinanderklaffen beider Lebensformen einigermaßen zu verhüten sei, dafür gibt es kein allgemeines Rezept. Die Wissenschaft muß so lange Strecken wandern, ohne die fernste Hoffnung auf praktische Verwertung der erzielten Resultate; sie muß an ihren Selbstwert und ihre Selbstgenügsamkeit geradezu wie an ein Heiligtum glauben, wenn sie nicht aufhören will, als Wissenschaft fruchtbar zu sein. Dieser Geist darf auf den Universitäten nicht fehlen. Aber es darf nicht jedem zugemutet werden, seiner Führung bis an die letzten Grenzen zu folgen. Die große Mehrzahl der Studierenden sind geborene Praktiker und drängen nach der Tat mit der Leidenschaftlichkeit der Jugend, die sich erproben will. Es ist ihr Recht, daß sie auch wirklich an die Pforten ihrer künftigen Praxis herangeführt und nicht in den Vorhöfen einer leidensfernen Theorie festgehalten werden. So schwer es ist, für die mannigfach verschiedenen Verhältnisse der einzelnen Studiengebiete eine allgemeine Formel zu finden, wird man doch vielleicht sagen dürfen, Theorie und Praxis gehören an der Universität in dem Sinne zueinander, daß zwar die Praxis selbst noch im Hintergrunde bleibt, weil es sich um eine Vorbildungszeit handelt, daß aber die ganze Theorie der Praxis zur Geltung komme, nicht bloß eine Theorie, die an den Beruf selber noch gar nicht heranreicht.

Nur so wird es möglich sein, auf der Universität einigermaßen auch denjenigen zu genügen, die hervorstechend praktisch begabt sind. Ihre begreifliche Ungeduld wird unerträglich, wenn sie nur von Dingen hören, die im Leben gar nicht mehr oder noch nicht vorkommen. Ihr eigentliches Talent bleibt dann unerkannt; sie machen schlechte Prüfungen und kommen in untergeordnete Stellungen, an denen sich ihre ganze Kraft nicht zu entfalten vermag. Es muß dafür gesorgt werden, daß diese Naturen keine Hemmung, sondern auch eine spezifische Förderung erfahren; ja es muß verhütet werden, daß „Kandidaten" aus der Universität ins Leben treten, denen der Blick für das, was die nahe Gegenwart fordert, noch gar nicht eröffnet ist, und die über den Prinzipien den lebendigen Menschen und die Wirklichkeit vergessen haben.

Die Universität ist geneigt, über der Sachkunde die Lebenskunde zu vernachlässigen. Sie bringt einen Faktor, der für jeden höheren Kulturberuf von wichtigster Bedeutung ist, nicht immer genügend zur Entwicklung: die Menschenkenntnis. Oder, da der Mensch in seinen verschiedenen Gestalten durch die geistige Lage bestimmt ist, in der er lebt, könnten wir statt Menschenkenntnis noch allgemeiner sagen: Kulturkunde. Der Blick für den Menschen und das Leben ist eine Gabe, die den einzelnen in verschiedenem Maße von der Natur verliehen ist. Wenn aber von der Eignung für die akademischen Berufe die Rede ist, so sollte man nie vergessen, das Maß dieser Begabung entscheidend mit einzuschätzen.

Die Beschießung von Flugzeugen.

Eine militärische Plauderei.

Von E. Hampe.

Die Beschießung von Flugzeugen mag ein Laie für eine Kleinigkeit halten. In Wirklichkeit bedarf sie zum Erfolge nicht nur reichster Erfahrung und Uebung, sondern vor allem auch eines gut Teils — Glück! Wer leichthin über das Beschießen von Flugzeugen urteilt, vergißt meist dabei zu bedenken, daß die Flugbahn der Geschosse keine einfache gerade Linie, sondern eine gekrümmte Kurve darstellt. Dadurch ist ein Treffen des Ziels nur bei ungefähr richtigem Visier möglich, weil sonst die Geschosse drunter oder drüber gehen würden. Das für Flugzeuge in der Luft zutreffende Visier aber zu finden, ist nun die Hauptschwierigkeit beim Beschießen von Flugzeugen.

Man erhält beim gewöhnlichen Schießen bekanntlich das richtige Visier, indem man die Entfernung bis zum Ziel ermittelt. Beim Schießen im Gelände ergibt hierfür die Beobachtung der Geschoßeinschläge den besten Anhalt. Je nach ihrer Lage zum Ziel, erhöht oder kürzt man das Visier, bis die Geschoßgarbe ins Ziel hineinkommt. Fehlt nun aber die Möglichkeit solcher Beobachtung ganz — wie dies ja stets bei Gewehr- und Maschinengewehrfeuer auf Flugzeuge der Fall ist —, so hilft man sich, indem man die Entfernung schätzt. Daher denn dem Entfernungsschätzen eine so wichtige Rolle in der militärischen Ausbildung zufällt. Dieses Hilfsmittel jedoch läßt sich bei Flugzeugen nur ungenügend verwerten, weil alle hierfür notwendigen Anhaltspunkte beim Schätzen in die Luft fehlen. Es ist nicht möglich, die gelernten und dem Auge eingeprägten Schätzungsmaßstäbe wie auf den übersehbaren Boden so in den Dunst der blauen Luft zu übertragen. Die einzige Schätzungsmöglichkeit ergibt die verschiedene Größe, in der das Flugzeug in verschiedenen Höhen dem Auge erscheint. Aber auch hieraus läßt sich bei meist herrschender Unkenntnis der wirklichen Höhe nur sehr schwer ein sicherer Maßstab gewinnen. Und schließlich bereiten dabei die ganz unterschiedlichen Größen der einzelnen Flugzeuge wie die wechselnde Sichtigkeit der Luft oft arge Täuschungen.

Es ist tatsächlich schon nicht leicht, auch nur den eigentlichen Standpunkt eines Flugzeugs in der Luft mit einiger Bestimmtheit festzulegen. Ein praktisches Beispiel mag das belegen. In der vorderen Kampfstellung wie in der etwa ein Kilometer dahinter befindlichen Reservestellung, wie auch im Ruhelager weitere drei Kilometer zurück, befinden sich bereitgestellte Maschinengewehre zur Abwehr feindlicher Flieger. Die Fliegergewehre beim Ruhelager stehen auf einer Anhöhe, die einen weiten Rundblick bietet. Der Offizier im Ruhelager steht selbst beim Fliegergewehr, als gerade ein feindlicher Flieger am Horizont erscheint. Er nähert sich rasch. Nach Schätzung müßte er jetzt über der vorderen Stellung sein. Der Offizier lauscht vergebens auf das Abwehrfeuer von dort. Der feindliche Flieger ist unterdes bedeutend näher gerückt, er wird etwa über der Reservestellung schweben. Aber auch dort kommt kein Feuer auf ihn. Das Flugzeug scheint jetzt so nahe, daß der Offizier vom Ruhelager das Feuer eröffnen zu können glaubt, zuvor fragt er jedoch noch mal in der Reservestellung durch den Fernsprecher an, weshalb dort der Flieger nicht beschossen worden ist. Antwort: Entfernung zu weit. Als der Offizier bei der vorderen Stellung die gleiche Anfrage erhält, kommt zurück: Flieger befindet sich noch weit hinter feindlicher Linie! So groß war die Täuschung, daß beinahe mit dem nur rund 2 Km. tragenden Maschinengewehr auf ein Flugzeug in etwa 4 Km. Entfernung geschossen worden wäre. Der Erfolg läßt sich denken.

Sogar beim Geschützfeuer gegen Flugzeuge, das immerhin gegenüber dem Gewehr- und Maschinengewehrfeuer durch die Beobachtung der Sprengpunkte in der Luft eine bessere Möglichkeit, die richtige Entfernung zu erschießen, besitzt, sind Täuschungen bei Beurteilung von einer Stelle aus sehr leicht möglich. Jeder, der einmal Gelegenheit gehabt hat, einem solchen Fliegerbeschießen durch Geschütze von einem feindlichen Standpunkt aus zuzusehen, wird sich oft gewundert haben, daß die Sprengpunkte noch immer so weit vom Ziel abbleiben. Dabei erscheinen sie vom Geschütz selbst aus gesehen vielleicht außerordentlich gutliegend. Also auch die Beobachtung der Geschosse in der Luft schützt nicht vor Täuschungen in der Beurteilung der Lage der Geschosse. Dazu tritt beim Fliegerbeschießen noch als erschwerend, daß ein eigentliches Zielen auf das Flugzeug fortfällt, weil in der Zeit, die das Geschoß zum Durchlaufen der Entfernung bis zum Ziele braucht, das schnelle Flugzeug längst schon weiter ist. Es muß also zweckmäßigerweise auf eine abgeschätzte Strecke in der Luft vorgehalten werden, was beim Fehlen jeglicher Hilfspunkte am klaren Himmel naturgemäß recht grob auszufallen pflegt.

Ist es aber doch einmal gelungen, dem Flieger mit Feuer dicht auf den Leib zu rücken, so besitzt dieser durch die Beweglichkeit seines Flugzeugs Möglichkeiten genug, sich dem bedrohlichen Feuer zu entziehen. Man beobachtet in solchen Fällen gar oft, daß sich ein geschickter Flieger in solcher Lage plötzlich viele hundert Meter tiefer fallen läßt, er purzelt, wie freudestrahlend die Fliegerabwehrmannschaft denkt und deshalb das Feuer einstellt. Gewiß purzelt er auch — bis er auf einmal wieder ins Gleichgewicht kommt und keck und sicher abstreicht. Ehe die Fliegerabwehrmannschaft sich wieder in die Veränderung der Lage des Ziels gefunden hat, ist er meist über alle Berge, oder lockt ihr das Vergnügen, sich unter neuen Bedingungen mit ihm zu befassen, bis er bei neuer Ungemütlichkeit das alte Spiel wiederholt.

Selbst wenn wirklich Geschosse oder Splitter das Flugzeug treffen, ist damit noch nicht sein Todesspruch gefällt. Man hört ja immer wieder, mit wie durchlöcherten Tragflächen unsere wackeren Flugzeuge trotzdem frisch und munter wiederkehren. Erst wenn ein besonders empfindlicher Teil des Flugzeuges getroffen ist, wie der Führer selbst oder der Motor, welche beiden Zielflächen im Vergleich zur ganzen Flugzeugbreite nur Punkte darstellen, wird es kritisch. Doch auch mit verwundetem Führer oder durchschossenem Motor ist noch manches brave Flugzeug wieder heimgekehrt.

Das Gesagte trifft bei großen Zielen in der Luft wie abgetriebenen Fesselballons oder Luftschiffen sinngemäß in minderem Maße zu. Anders verhält es sich dagegen bei Kampfflugzeugen, wie die neuerdings an den Riesenkämpfen im Westen bis auf nächste Entfernung an den gegnerischen Graben herangehen und in den Kampf selbst mit eingreifen. Da sie aber leicht zu treffen sind — bei der geringen Entfernung fallen die Schwierigkeiten fort — sind sie an den empfindlichen Stellen meistens gepanzert und können so mancher Gewehrkugel schon trotzen.

Es erhellt, daß für einen Erfolg beim Fliegerbeschießen der Zufall eine große Rolle spielt. Man müßte am besten einen ganzen Himmelsraum mit Geschossen belegen, dann wäre die Wahrscheinlichkeit mit einigen Schüssen auch das Flugzeug zu treffen, die größte. Hierin liegt aber natürlich Munitionsverbrauch wie Entziehung der dafür benötigten großen Anzahl von Maschinengewehren oder Geschützen eine weise Beschränkung auf. Die Flugabwehr darf es sich daher schon als Erfolg verbuchen, wenn es ihr gelingt, was auch ihrem Namen nach ihre eigentliche Aufgabe ist, feindliche Flieger zu beunruhigen, zu vertreiben, abzuwehren.

Es ist vielleicht auch gut, daß es so schwierig mit der Beschießung von Flugzeugen bestellt ist. Denn sonst würden wir bei den dann entsprechend viel größeren Verlusten schwerlich solchen Nutzen aus unserer prächtigen Fliegerwaffe ziehen können. Auch würde dann die Arbeit unserer auf die feindlichen Flugzeuge Jagd machenden Kampfflieger mehr oder minder entbehrlich sein. So wie es nun einmal aber ist, bleibt grade das beste Mittel zur erfolgreichen Bekämpfung feindlicher Flugzeuge der Kampfflieger selbst, der an das erstrebte Ziel auf dessen nahe Entfernung herangehen und es mit entsprechend sicherer Schußabgabe aus seinem Maschinengewehr tödlich treffen kann. Daß es so ist, lehrt ein Blick auf die Statistik der Heeresberichte über den Abschuß feindlicher Flieger durch eigene Kampfflieger im Vergleich zu den durch Abwehrfeuer von der Erde aus heruntergeholten. (B. zens.)

Von Rasputin,

dem schwärmerischen Mystiker am russischen Hofe, erzählt Dr. Freiherr von Mackay in der Märznummer von Velhagen und Klasings Monatsheften in höchst anziehender Weise. Wir wollen wenigstens einige Abschnitte seines Aufsatzes wiedergeben. Vor Jahrzehnten lebte in Pokrowskoje, einem weltabgelegenen, armen Marktflecken im Tobolsker Gebiet, ein heruntergekommener, wegen Diebstahl und recht schmutziger anderer Vergehen wiederholt vor Gericht abgestrafter Bauer, Grigorij Jefimowitsch. Einmal war er wieder auf der Fahrt nach der Kreisstadt, um sich höheren Orts über ihm zur Last fallenden Verdacht des Rückfalls in alte Sündenhaftigkeit zu verantworten, als er in der rumpligen Postkutsche mit einem „Protojerejen" ins Gespräch kam. Um sich Mut für die Auseinandersetzung mit Seiner Gnaden dem Herrn Richter zu machen, hatte er der Wodkaflasche reichlich zugesprochen; in der Halbnarkose mildernder Umstände heichelte er dem hohen geistlichen Herrn sein lasterhaftes Leben. Der empfahl ihm, als wohlwollender und nicht kleinlich denkender Menschenfreund, zur Buße Geld für eine Kirche, die er bauen wollte, zu sammeln, und dieser Rat brachte tatsächlich reichen Segen in des Sünders Haus. Er wurde von Tag zu Tag nicht nur wohlhabender, sondern auch frömmer — freilich in seiner Art. Sein Haus wurde der Tempel von seltsamen „Weihefesten". Offene Feuer brannten nächtlicherweile im Hof, und darüber und darum her sprangen und tanzten, betend und heilige Lieder singend, Grigorijs Freundinnen, um sich nachher bei verschwiegenen Gastgelagen von der anstrengenden Frömmigkeitsübung zu erholen. Schließlich wurde der Metropolit auf das Treiben aufmerksam und sandte eine der berühmten russischen „Revisionen" nach Pokrowskoje. Eigener Art scheint die Antwort gewesen zu sein, die der erzbischöfliche Abgesandte heimbrachte: Grigorij hatte eben bereits eine zahlreiche Gönnerschaft unter Damen wie unter Geistlichen, die Mitgenießer seiner Kirchengeldersammlung waren, um sich geschart und so dafür gesorgt, daß am Mantel christlicher Liebe, der sein Sündenmoderstum zudeckte, keine Elle gespart wurde. Die Bahn für neue Taten auf dem Arbeitsfeld russischer Seelenrettung war also frei. Sie verlief zunächst nach verschiedenen Nonnenklöstern, dann aber geradewegs nach Petersburg. An der Alewa bestand dem Kreis gelangweilter Hofdamen, deren „metaphysischen Bedürfnissen" es nicht mehr genügte, sich bei Kartenschlägerinnen Rats über ihr Schicksal zu holen oder von Pariser Scharlatanen Geister des vierten Raums sich vorführen zu lassen, deren erschlaffter Gaumen nach derberer Kost begehrte. Die Führerin dieses schöngeistigen Klubs, die Gräfin Ignatieff, hörte von dem sibirischen Muschik, aus dem Frau Fama einen ländlichen Adonis machte, und ließ ihn auf Empfehlung und durch Vermittlung des Bischofs Warnawa schleunigst nach der Hauptstadt kommen. Die Enttäuschung war zunächst nicht gering. Denn der Ankömmling zeichnete sich allerdings durch bäuerliche Kraft und Derbheit, aber auch durch Unmanierlichkeit und jeden erdenklichen Mangel an Kinderstube aus. Indessen, als er, Messer und Gabel verachtend, mit den Händen aus dem Teller essend, von den erschrokkenen Gönnerinnen verlangte, daß sie ihm die fettgewordenen Finger sauber küßten, was als Zeichen der Demut und Sinnbild der Herzensreinigung eine erste Bedingung des Erlösungswerkes sei, hatte er gewonnenes Spiel. Solcher Kaviar für Hofdamen hatte jedenfalls den Reiz der Neuartigkeit und ließ außerordentliche Erwartungen für die Zukunft erhoffen. Es ist der reine Roman, der sich in diesem Lebensbilde des geschickten Schwindlers vor unseren Augen abrollt.

Realismus in der Engeldarstellung des späten Mittelalters im Anschluß an eine Skulptur am Kaiserstuhl.

Der 5. Vereinsabend des Breisgauvereins Schau-ins-Land sammelte die Gaubrüder wieder in der gemütlichen Hummele-Stube am Münsterplatz, nahe der ehemaligen Bühne der geistlichen Schauspiele, in denen nach dem Redner, Universitäts-Professor Dr. Sauer, der gefiederte Engel wohl zum erstenmal aufgetreten ist. So engbegrenzt das Thema zu sein schien, lockte es doch zahlreiche Hörer an, und mancher erfuhr zu seinem Staunen, was eine einfache Darstellung, an der viele achtlos vorbeigehen, uns doch sagen kann. Steine können viel erzählen von den Anschauungen vergangener Zeiten, von ihren Ausgängen und Wanderungen, wenn sie einer, der sie mit dem Auge des Künstlers und Kenners betrachtet, zum Sprechen bringt.

Nach einer herzlichen Begrüßung der Gaubrüder durch den Gougrafen Leonhardt ergriff der Redner das Wort: Das Lynchanon-Relief von der Pestkapelle zu Oberschaffhausen, das sich stilistisch dem Ende des 15. Jahrhunderts zuschreiben läßt, gehört ikonographisch einer engbegrenzten Gruppe von Denkmälern an, die sich am Oberrhein (Portaldarstellung der Lautenbacher Kirche (Renchtal), ein Nikolaus von Leyen zugeschriebenes Relief in München, ein Grabepitaph des Otto von Sonnenberg (1473—91) im Konstanzer Münster, Grünewalds Engelkonzert am Isenheimer Altar, drei Stiche des Meisters E. S.) und im Fränkischen auf mehreren Darstellungen bei Riemenschneider, Herlin und Veit Stoß und in Einzelwerken von Burgund nachweisen läßt. Sie zeigt uns die Körper der Engel bei horizontaler Haltung oder bei starker Bewegung durchgängig in vollständiger Befiederung wie einen Vogel, scheint aber in späterer Zeit den Engel mehr seiner sachlichen Bedeutung zu entkleiden und ihm eine allgemein dekorative Rolle zuzuweisen, den Wappenhaltern der „wilden Männer" ähnlich. Geographisch schon engbegrenzt, sind sie es auch zeitlich, insofern diese Darstellungen all in die Zeit von 1460—1525 fallen, keine ist früher als die Stiche des Meisters E. S., der wohl ihren gemeinsamen Ausgangspunkt bildet. Nur der von dem Sohne des Gaugrafen Leonhardt (der leider vor kurzem den Tod fürs Vaterland in Rumänien erlitt) dem Künstler Multscher zugeschriebene Denkmalsentwurf für Herzog Ludwig den Bärtigen im National-Museum in München fällt früher (1437).

Diese Darstellung dürfte auf die Anregung zurückgehen, die auch auf den Meister E. S. eingewirkt hat, auf den Mosesbrunnen in Dijon von Klaus Sluter (1403), wo ein stehender Engel mit voller Befiederung der unbekleideten Brust dargestellt ist. Diese seltsame Art der Befiederung legt den Schluß nahe, daß die Künstler sich vom geistlichen Schauspiel beeinflussen ließen und einfach die Kostüme wiedergaben, die sie bei dem Bühnen-Michael etwa der Weltgerichtsspiele ihrer Zeit sahen. Diese Darstellung entspricht vollständig dem nach Realismus und Illusion drängenden Zug der Zeit, dem Bedürfnis, den Engel in einer Auffassung dem Auge zu zeigen, daß es ihn zum Fliegen vollkommen für geeignet halten muß. Der Italiener huldigt um jene Zeit in seinen Engeldarstellungen einer entgegengesetzten Realismus: er sucht seinem Flügelgeheder ein möglichst paradiesisches Aussehen zu geben, prachtvolle Farben und Muster darauf anzubringen. Hier am Oberrhein ist man zeitweilig derb realistisch und sucht dem Engel mehr ein Vogelaussehen zu geben, das darum auch bald ins Dekorative verfiel.

An der Aussprache beteiligten sich die Gaubrüder Pfaff, Leonhardt, Stebel, Dieffenbacher, Herre, Krebs und Stork. Es wurde die Frage aufgeworfen, ob den Künstlern nicht vor allem Erinnerungen aus der germanischen Zeit (Walküren, Schwanenjungfrauen) vorschwebten und wie die Kirche sich zu dieser Art der Darstellung verhielt.

Gaubruder Sauer glaubt kaum an eine Nachwirkung germanischer Vorstellungen bis ins 15. Jahrhundert, ebenso Gaubruder Stork, der die Darstellung des befiederten Engels für eine unschöne Neuerung einer wirklichkeitssüchtigen Zeit des Niedergangs hält. — Als Anschauungsmaterial diente ein Blatt mit vielen Abbildungen, das die Zuhörer mit nach Hause nehmen durften.

Freiburg i. B. St.

Das überschätzte Hühnerei.

Da der Mangel an Hühnereiern noch vielfach als eine der empfindlichsten Folgen der Kriegsernährungsverhältnisse bezeichnet wird, andererseits aber der minimale Verbrauch keinerlei nachweisbare Schäden zeigte, liegt die Frage nahe, ob die Hühnerei nicht vom ernährungswissenschaftlichen Standpunkte überschätzt wurde. Um eine solche Ueberschätzung handelt es sich tatsächlich, wenn man die Ausführungen beachtet, die Anna Burgmedel in der Deutschen Landwirtschaftlichen Presse über diese Frage veröffentlicht. Im Frieden wurden in Deutschland fast doppelt so viel Eier verzehrt als das einheimische Geflügel zu liefern vermochte, alles in allem wurden jährlich nicht weniger als 4 Milliarden Eier aus dem Auslande bezogen. Die Hauptlieferanten auf diesem Gebiete waren Rußland, Italien und Galizien; die beiden ersteren fallen unter den gegenwärtigen Umständen vollkommen fort, das Letztere hat als Schauplatz langer Kämpfe wirtschaftlich zu sehr gelitten, um bereits jetzt wieder als nennenswerter Eierlieferant in Frage kommen zu können. Trotz der angeführten großen Zahl waren aber auch im Frieden die auf den Kopf der Bevölkerung in den großen Städten entfallenden Durchschnittsmengen an Eiern so gering, daß ihre Bedeutung für die Ernährung nicht allzu groß gewesen sein kann. Nach den statistischen Feststellungen wurde der Verbrauch an Eiern für den Kopf der Bevölkerung pro Tag auf ein halb für Berlin und München, ein Drittel für Paris, für London ja sogar nur auf ein Fünftel angegeben. Tatsächlich kann behauptet werden, daß man der Eier nicht so sehr als direkter Nahrungsmittel bedurfte, sondern ihnen vielmehr hauptsächlich in der feinen Küche eine große Rolle zuwies, indem man sie einerseits als Bindemittel für verschiedene Stoffe, andererseits zum Lockern oder Hochtreiben von zähen Massen verwendete. Die Kriegserfahrungen haben gezeigt, daß Fleischklöße z. B. sich auch ohne Eier gut herstellen lassen, daß Milch, geriebene Kartoffeln, Backpulver usw. die Eier in der Küche gut ersetzen können. Daß das Ei keineswegs zur menschlichen Ernährung unbedingt notwendig ist, wie bei uns vielfach angenommen wurde, geht am deutlichsten aus der Tatsache hervor, daß zahlreiche Naturvölker freiwillig vom Genuß der Eier Abstand nahmen. Bei den Negern Westafrikas z. B. wurde das Eieressen geradezu als eine schmutzige Gewohnheit betrachtet. Auch die Magumponeger am Albert-Nyanza-Flußlauf verschmähen ebenfalls den Genuß von Eiern, das Gleiche gilt für die Neger und Araber in Ostafrika, die den Geschmack der Europäer in dieser Hinsicht niemals zu begreifen vermochten. Auch zahlreiche asiatische Völker, Bewohner der Südsee, selbst die für europäische Sitten außerordentlich zugängliche Bevölkerung von Samoa sind als Eierverächter bekannt. Da gerade die Naturvölker in Ernährungsfragen von einem richtigen Instinkt geleitet werden, kann also wohl von einer Ueberschätzung der Eier in Europa gesprochen werden. Im übrigen wurde bereits bei mehreren Gelegenheiten von Züchtern erklärt, daß eine Steigerung unserer Eiererzeugung bis zu einem Maße, das uns von ausländischen Lieferungen unabhängig macht, sehr wohl durchführbar ist, wenn einerseits überall die richtigen Legerassen eingeführt werden, bei welchen das Huhn im Durchschnitt 100—150 Eier jährlich legt, u. andererseits die Geflügelhaltung praktisch-wissenschaftlich mit regelrechter Buchführung usw. betrieben wird. Jedenfalls werden die im Kriege gemachten Erfahrungen auch auf diesem Gebiete wertvolle Folgen haben, indem zum mindesten die vor dem Kriege an manchen Orten geübte Eierverschwendung nicht mehr platzgreifen wird.

Welt und Leben.

‡ **Elektrischer Strom aus vulkanischen Dämpfen.** Der außerordentliche Kohlenmangel in Italien hat zu zahlreichen Versuchen geführt, die praktische Bedeutung der Kohle wenigstens teilweise zu ersetzen. Aus dieser Notwendigkeit entstand die jetzt in größerem Umfange unternommene Herstellung von elektrischem Strom aus vulkanischen Dämpfen, über die die „Umschau"